

Martin Grötschel, Eberhard Knobloch, Juliane Schiffers,
Mimmi Woisnitza und Günter M. Ziegler (Hg.)

Vision als Aufgabe

Das Leibniz-Universum
im 21. Jahrhundert



berlin-brandenburgische
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

Jürgen Trabant

In die Rappuse gegangen: Leibniz und das Deutsche

1 *In der Rappuse: Das Böse zum Guten kehren*

§ 25. Allein wie der Dreißigjährige Krieg eingerissen und überhandgenommen, da ist Deutschland von fremden und einheimischen Kriegsvölkern wie mit einer Wasserflut überschwemmt worden und nicht weniger unsere Sprache als unser Gut in die Rappuse gegangen; und man sieht, wie die Reichsakten solcher Zeit mit Worten angefüllt sind, deren sich freilich unsere Vorfahren geschämt haben würden.¹

Das Deutsche ist geplündert worden, ist Kriegsbeute geworden. Das bedeutet die Wendung „in die Rappuse gehen“, nach Grimm ein Wort aus der Landsknechtssprache.

Dieser Paragraph eröffnet eine Sequenz der „Unvorgreiflichen Gedanken“ (1697)² über die Zerstörung des Deutschen durch den Krieg, das heißt vor allem durch die aus ihm folgende Französisierung der deutschen Sprache, Leibniz nennt es „Franzenzen“ (§ 27).

Frankreich hat den Krieg gewonnen, politisch und kulturell (und es führt weiter Krieg in Deutschland und Europa). Seit dem Westfälischen Frieden, so Leibniz, habe eine ganze junge Generation mit großem Einfluss durch Herkunft, Reichtum, Ansehen und „vornehme Ämter“ das Land „der französischen Mode und Sprache unterwürfig gemacht“ (§ 26). Modern gesagt: Die deutschen Eliten sind nach dem Krieg in die Kultur der Sieger übergelaufen. Leibniz bezieht sich dabei offensichtlich auf die 60er Jahre seines Jahrhunderts. Er schreibt 1697, dieser Übergang sei „einige dreißig Jahre her“ (§ 28). Er meint damit also durchaus seine eigene Generation. 1646 geboren, ist er schließlich selbst einer der „jungen Leute“ dieses „gleichsam französischen Zeitwechsels“ (§ 28). Diese „Franzgesinnten“ so schreibt Leibniz, hätten „Frankreich gleichsam zum Muster aller Zierlichkeit aufgeworfen“ (§ 26).

Natürlich, möchte man sagen, was ist cooler als der *glamour*, der *sex appeal*, die Musik, die Kleidung, der *habitus (hexis)*, kurz der *way of life* und natürlich die Sprache des Siegers? Aber gerade dadurch ist die deutsche Sprache in die Rappuse gegangen.

Nachdrücklicher noch als in den „Unvorgreiflichen Gedanken“ malt Leibniz den Niedergang des Deutschen in dem anderen berühmten Aufsatz über das Deutsche, in der „Ermahnung an die Deutschen“ von 1682.³ Die „Damen und Kavaliers“ (ED: 62f–63) haben in anderen europäischen Ländern in ihren Sprachen teil an wissenschaftlicher Kultur, weil man sich dort vom altmodischen Latein verabschiedet hat. Hier dagegen wenden sie sich vom Deutschen ab und dem Französischen als dem Modernen zu: Sklaverei und Blindheit seien die Folgen. Wir sind gezwungen, „unsere Art zu leben, zu reden, zu schreiben, ja sogar zu denken, nach fremdem Willen einzurichten“ (ED: 64). Ich gehe auf diese Schrift nicht näher ein, sie ist im wesentlichen Klage, während die „Unvorgreiflichen Gedanken“ ausführlicher den Weg aus dem Jammertal zeigen.

Zwar malt Leibniz auch in den „Unvorgreiflichen Gedanken“ eine düstere Zukunft: ein Verschwinden des Deutschen im Französischen (§ 20), Verlust der Freiheit und fremdes Joch (§ 21), Verdunkelung (§ 22), kurz: Rappuse. Dort – in der Rappuse – aber möchte Leibniz die deutsche Sprache nicht lassen. Leibniz ist ja bekanntlich kein Freund auswegloser Verzweiflung, gerade über seinen unerschütterlichen Optimismus mitten in der Rappuse wird sich ja Voltaire lustig machen. Deswegen schlägt Leibniz auch in dieser Katastrophe Tröstliches vor:

[...] so könnten wir das Böse zum Guten kehren und selbst aus unserem Unglück Nutzen schöpfen und sowohl unseren inneren Kern des alten ehrlichen Deutschen wieder hervorsuchen, als ihn mit dem neuen äußerlichen, von den Franzosen und anderen gleichsam erbeuteten Schmuck ausstaffieren. (§ 28)

Das ist die – trotz aller Klage – offene, liberale, vermittelnde und antipuristische Haltung Leibnizens in der Sprach-Frage: „den inneren Kern des Deutschen hervorsuchen“ und mit dem äußerlichen französischen Schmuck ausstaffieren. Zu diesem Zwecke schlägt Leibniz eine „Versammlung“, eine „Anstalt“ vor, die unserer Sprache „Glanz“ geben soll, sie „ausbessern, auszieren und untersuchen“ (§ 30, 31) soll. Diese soll aber nicht nur ein privater Verein sein, sondern von einem „hoherleuchteten vornehmen Haupt“ protegiert werden (§ 30). Er schlägt also eine *Académie allemande* vor.

2 Deutsche Kultur und Sprache im 17. Jahrhundert

Leibniz ist 1646, kurz vor Beendigung des Dreißigjährigen Krieges, in Leipzig geboren. Er wächst in einem völlig verwüsteten Land auf. Leipzig hat ein Drittel seiner Bevölkerung verloren. Zerstörung – Rappuse – und Krieg bleiben nicht ohne Eindruck auf einen jungen Mann in dieser Nachkriegszeit. Postreformatorische Erschöpfung, konfessionelle Spaltung und Kleinstaaterei wirkten in Deutschland der Entstehung großer Literatur, Musik oder Malerei entgegen. In Italien, in Frankreich, in England, in Spanien – *siglo de oro* – und in den Niederlanden dagegen blüht die Kultur: die Musik, die Architektur, die Malerei, die Literatur. In Deutschland sind die kulturellen Anfänge des 16. Jahrhunderts offensichtlich in den religiösen Ausschweifungen verschwunden.

Auch die sprachliche Situation ist rückständig.⁴ Natürlich sprechen die Deutschen deutsch. Das definiert sie ja sogar. „Deutsch“ heißt ja nichts anderes als „die deutsche Sprache sprechend“. Und „deutsch“ ist auch immer noch, der Etymologie des Wortes entsprechend, „Sprache des Volkes“, *thiotisk*, germanisches *vulgare*, das heißt Deutsch ist Sprache der Nähe, der Familie, des Handwerks, des Volkes da „unten“, Vernakularsprache. Deutsch meint auch die Vielfalt der deutschen Dialekte, eine geschriebene deutsche Standardsprache setzt sich erst allmählich durch. In Deutschland herrscht vor allem noch die mittelalterliche Diglossie: Latein oben, Volkssprache unten. Die Wissenschaft, die Gelehrsamkeit, die Macht, das Recht sprechen und schreiben Lateinisch.

In den anderen großen Nationen – in Italien, in Frankreich, in England – hat sich dagegen die Volkssprache schon weitgehend gegen das Lateinische durchgesetzt, die Volkssprachen sind aufgestiegen in die hohen Diskurse. Vor allem in Frankreich wird auch „oben“, in prestigereichen

Redefeldern, französisch gesprochen: in der Wissenschaft, in der Philosophie, in den politischen Institutionen. Die Literatur blüht. Der König, die Macht, spricht schon lange kein Latein mehr, sondern französisch. Das ist 1539 in der Ordonnance von Villers-Cotterêts so festgelegt worden. Letzteres ist auch in Deutschland teilweise der Fall: Deutsch war immerhin – neben dem Lateinischen – eine der beiden Reichssprachen. Vor allem aber steigt das Französische in Wissenschaft und Philosophie auf. In Frankreich herrscht schon im 17. Jahrhundert oben und unten die Volkssprache. Und in Frankreich hat die Politik, die Volkssprache unter ihre Fittiche genommen. Richelieu gründet 1635 die *Académie française*.

In Deutschland dagegen hat sich die Situation des Deutschen insofern verschlechtert, als sich die alte Diglossie kompliziert: Oben wird zusätzlich zum Lateinischen jetzt auch noch französisch gesprochen und geschrieben. Leibniz hat es gesagt: Die Aristokratie geht ins Französische über. Sie findet das Französische eleganter, moderner, vornehmer. „Damen und Kavalier“ sind aus dem Deutschen ausgestiegen. Das erniedrigt das Deutsche noch mehr, weil es nicht nur nicht in die hohen Diskurse einrückt, sondern auch noch gesellschaftlich absteigt. Die Welt, *le monde* – gesellschaftlich oben und geographisch weit – spricht und schreibt französisch. Deutsch kann also nicht wie die anderen europäischen Volkssprachen in die Diskurse der Modernität aufsteigen: vor allem nicht in den Diskurs einer modernen und mondänen Philosophie und Wissenschaft. Descartes schreibt den *Discours de la méthode* (1637) ausdrücklich gegen die lateinische Schule und für die Menschen mit „natürlicher Intelligenz“, das heißt gerade auch für die Frauen. Auch Galilei schreibt gegen die lateinische Gelehrtenwelt seinen *Dialogo* (1632) und die *Discorsi* (1638) auf Toskanisch, um die aktiven jungen Leute seiner Stadt (nicht die „Schule“) für die Wissenschaft zu erreichen. Bacon in England schreibt lieber auf Englisch als auf Latein. Locke, Leibniz' Zeitgenosse, schreibt nur noch englisch. In Deutschland dagegen drängeln sich oben nun gar zwei Hochsprachen. Da oben ist fürs Deutsche kaum Platz.

Diese sprachliche Situation zeigt sich deutlich an Leibniz' eigener Textproduktion: Er schreibt 40 % seiner Werke auf Lateinisch, 35 % auf Französisch, nur 25 % auf Deutsch. Wenn man allerdings auf die von Leibniz zum Druck gegebenen Arbeiten schaut, sieht der Anteil des Deutschen deutlich anders aus: Es gibt so gut wie nichts Gedrucktes von Leibniz in deutscher Sprache.⁵ Interessanter aber als die quantitative ist die inhaltliche und pragmatische Verteilung der Sprachen: Die im engeren Sinne wissenschaftliche und fachliche Produktion ist lateinisch, für die *doctores*. Der mondäne – und moderne – philosophische Diskurs wird auf Französisch geführt, für *le monde*, für das neue intellektuelle Publikum jenseits der lateinischen Gelehrtenwelt. Deutsch steht für das Praktisch-Politische, für die Politik-Beratung.

Diese funktionelle Aufteilung trifft auch für Leibniz' Texte über die Sprache zu.⁶ Die gelehrten Schriften über die Sprache schreibt er auf Latein, so die *Brevis designatio* (1710) und fast die gesamten *Collectanea etymologica* (1717), die das sprach-historische Werk umfassen. Das Philosophisch-Exoterische ist auf Französisch verfasst: Leibniz' Sprach-Philosophie und gleichzeitig sein wichtigster Text über die Sprache, das 3. Buch der *Nouveaux Essais* (1765). Die „Unvorgreiflichen Gedanken“, die „Ermahnung an die Deutschen“ und die „General-Instruction“ für die Akademie sind auf Deutsch geschrieben. Es handelt sich um politische Texte für die politischen Entscheider, also um Ratgeber-Texte. Von den genannten sprachbezogenen Texten wurde allein die *Brevis designatio* zu Leibniz' Lebzeiten gedruckt, als erste Publikation dieser Akademie.

Zeigt diese Sprachwahl womöglich auch, dass Leibniz die Texte über das Deutsche nicht so wichtig waren? Wäre es ihm wichtig gewesen, hätte er auf Lateinisch über das Deutsche geschrieben und damit seine Pairs, die lateinisch schreibenden *doctores*, angesprochen. So hat Dante zum Beispiel – aber eben vierhundert Jahre vor Leibniz – seine Lobpreisung des Italienischen auf Lateinisch, für die anderen *doctores*, geschrieben: *De vulgari eloquentia*.

3 *Ausbau und Status des Deutschen und das Denken*

Das Deutsche befindet sich also zu Leibniz' Lebzeiten immer noch – oder wieder und mehr als in früheren Zeiten – unten in der Sprachhierarchie. Es ist Volkssprache (*vulgare*) und noch keine voll ausgebaute Kultursprache. Vor allem in den Wissenschaften ist es auszubauen, mehr als in der Literatur, wo es Leibniz zufolge ganz gut funktioniert (ED: 65). Viele wichtige Diskursfelder sind noch nicht entwickelt.

Leibniz erwähnt „das Sittenwesen, die Leidenschaften des Gemüts, den gemeinlichen Wandel, die Regierungssachen und allerhand bürgerliche Lebens- und Staatsgeschäfte“ (§ 15) als solche defektiven Diskursdomänen.

Ein Ausbau der deutschen Sprache in diesen Diskursfeldern brächte die erwünschte Erhöhung ihres Status bei den Damen und Kavalieren mit sich. Der Status des Deutschen ist auch aus politischen Gründen zu erhöhen, denn die deutsche Nation ist die Trägerin der Kaiserkrone, und ihre Sprache ist nicht auf der Höhe dieser Würde. Sie hat sich, wie Leibniz schreibt, „ihrer Würde würdig“ zu zeigen (§ 3).

Ausbau und Status-Erhöhung des Deutschen haben aber letztlich, wie könnte es anders sein, einen *philosophischen* Grund: Die Sprache ist der Spiegel des Verstandes. Mit dieser berühmten Feststellung und der an ihr festgemachten Notwendigkeit des Ausbaus und der Staturerhöhung beginnen die „Unvorgreiflichen Gedanken“:

§ 1. Es ist bekannt, dass die Sprache ein Spiegel des Verstandes ist und dass die Völker, wenn sie den Verstand hoch schwingen, auch zugleich die Sprache wohl ausüben, welches der Griechen, Römer und Araber Beispiele zeigen.

Es ist also nicht nur gesellschaftlich-kulturell und politisch geboten, sondern geradezu philosophische Pflicht, die Sprache wohl auszuüben, denn nur dann kann auch der Verstand hoch schwingen. Der berühmte entsprechende französische Satz aus den *Nouveaux Essais* konstatiert noch deutlicher die philosophische Bedeutung der Sprachen und begründet die Notwendigkeit ihrer Erforschung. Leibniz glaubt,

que les langues sont le meilleur miroir de l'esprit humain, et qu'une analyse exacte de la signification des mots ferait mieux connaître que toute autre chose les opérations de l'entendement (1765: 290).

[dass die Sprachen der beste Spiegel des menschlichen Geistes sind und dass eine genaue Analyse der Bedeutung der Wörter besser als alles andere die Operationen des Verstandes erkennen ließe].

4 *Arbeit am Wortschatz: Glanz, Reichtum und Reinigkeit*

Die Wörter sind nach Leibniz „der Grund und Boden einer Sprache“ (§ 32). Daher muss vor allem am Lexikon gearbeitet werden. Um diese moderne Spracharbeit zu bewerkstelligen, wäre, wie gesagt, eine Versammlung, eine Anstalt unter fürstlicher Obhut angezeigt. Leibniz denkt hier an die *Académie française*. Deren Aktivitäten – und überhaupt die französische Sprachpflege – sind vorbildlich für das, was in Deutschland gemacht werden muss.

Die *Académie française* hat zwei Wörterbücher publiziert; das *Dictionnaire de l'Académie française* 1694 und das *Dictionnaire des Arts et des Sciences*, das Thomas Corneille 1694/95 herausgegeben hat. Im ersten stehen die Wörter des allgemeinen Gebrauchs, die *langue commune*, die der *honnête homme*, der nichtspezialistische Mann von Welt, kennt und benutzt. Das zweite enthält die Spezialwortschätze der Techniken und Wissenschaften. Das dritte, historische, Wörterbuch der französischen Sprache hatte Gilles Ménage schon 1650 mit den *Origines de la langue française* vorgelegt. Nach diesem Vorbild denkt nun auch Leibniz an eine dreifache Arbeit am Deutschen, die aus „Sprach-Brauch“, „Sprach-Schatz“ und „Sprach-Quelle“ bestehen soll: ein Wörterbuch für „durchgehende oder läufige“ Worte, eines für Kunst-Worte (also Wörter für die *arts et sciences*) und eines für die Geschichte der Wörter: ein Lexikon, ein *cornu copiae* und ein *glossarium etymologicum*. Vielleicht ist es nicht ganz falsch zu sagen, dass Leibniz sich als Gelehrter besonders für das *glossarium etymologicum* interessierte, also für den Sprach-Quell, mehr noch als für den Wort-Schatz, die Wörter der Techniken und Wissenschaften. Seine sprachhistorischen Interessen sind besonders ausgeprägt, wie das von Luckscheiter (2014) zusammengestellte Verzeichnis der Schriften zur Sprachforschung deutlich zeigt.

Was den Fachwortschatz angeht, den „Schatz“, so evokiert Leibniz die Expertise sämtlicher Handwerker und Künste (§ 52–55). Dass er auf die Bergmannssprache als ein im Deutschen besonders gut ausgebautes Redefeld hinweist, ist ja bekannt (§ 9).

Den größten Teil allerdings seiner „Unvorgreiflichen Gedanken“ (§ 56–112), widmet er dem „Brauch“, also dem „läufigen“ oder „gemeinen“ Wortschatz für die *honnêtes gens*. Dieser wird nach drei Gesichtspunkten hin befragt: hinsichtlich des *Glanzes*, des *Reichtums* und der *Reinheit*. Auch diese Fragen verweisen auf französische Modelle:

Was den *Glanz* angeht, so wird dieser ausdrücklich in der vielleicht berühmtesten Schrift zum Sprachlob der Volkssprachen gesucht: in der *Défense et illustration de la langue française* von Joachim Du Bellay (1549), mit dem Ausdruck *illustration*. Es ist das Ziel der „Verteidigung“ der Volkssprachen gegenüber dem Latein gewesen, die Volkssprachen ebenso glänzend zu machen wie das „illustre“ Latein. „Glanz“ ist schon das Ziel von Dantes Lobpreis der Volkssprache am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts gewesen: In *De vulgari eloquentia* sucht Dante ein *vulgare illustre*, eine glänzende Volkssprache. Den Glanz verhandelt Leibniz allerdings nur relativ kurz (§ 109–113), in einer allgemeinen Aufforderung, gutes Deutsch, nicht „schmutzig“ zu schreiben und dabei Opitz zu folgen.

Auch der *Reichtum* ist ein klassisches Thema der Verteidigungsschriften der Volkssprachen. Damit ist der *Ausbau* der Sprachen zu funktionsfähigen Instrumenten in möglichst vielen Gebrauchsdomänen gemeint. Schon Du Bellay macht Vorschläge zum Ausbau des Französischen. Den Reichtum verhandelt Leibniz ausführlich in den § 57–76. Wie bei Du Bellay ist die *Übersetzung* eines der Mittel der Bereicherung, und zwar deswegen, weil sie mit der struk-

turellen Differenz zwischen den Sprachen zu tun hat und aus ihr Neuerungen für die eigene Sprache geschöpft werden können. Leibniz zeigt an dieser Stelle eine moderne Intuition von der strukturellen Differenz zwischen Sprachen:

§ 61. Nun glaube ich zwar nicht, dass eine Sprache in der Welt sei, die anderer Sprachen Worte jedesmal mit gleichem Nachdruck oder auch mit einem Worte geben könne.

Die Semantiken sind nicht deckungsgleich. Er hat, so schreibt er, seinen französischen Freunden gezeigt, dass das deutsche Wort *reiten* im Französischen kein Pendant hat. Diese so harmlos daherkommende Bemerkung basiert auf der Einsicht in die semantische Verschiedenheit von Sprachen. Sie verweist schon hier auf seine tiefste sprachphilosophische Einsicht überhaupt (die er aber erst in den *Nouveaux Essais* im Dialog mit John Locke zuende denkt und die dem französischen Satz vom *miroir de l'esprit* zugrundeliegt): Jede Sprache denkt die Welt, aber jede macht es anders.

Beim Punkt „Reichtum“ macht Leibniz einfach vernünftige Vorschläge, wie der Wortschatz ausgebaut werden kann: durch gute Wörter, durch schöne alte Wörter, durch Entlehnungen und durch Neologismen. Da er Entlehnungen durchaus begrüßt, ist er explizit antipuristisch, schlägt aber Übernahmen eher aus germanischen Sprachen vor als aus den romanischen.

Der dritte Punkt, die „Reinigkeit“, wird in Frankreich schon 1529 von Geoffroy Tory satirisch gegen das Lateinische verhandelt. Tory polemisiert gegen Studenten, die das Französische mit lateinischen Wörtern verunstalten, in Italien heißt diese Art von Sprache *maccaronico*. Leibniz erwähnt Tory nicht, wohl aber Henri Estienne (Henricus Stephanus) (§ 24), der 1578 eine wütende Polemik gegen das Italienische im Französischen geschrieben hat. Die *Académie française* hatte dann etwas später ausdrücklich die Aufgabe, die französische Sprache „pure et éloquente“ zu machen, rein und beredt. Dabei ist der Schmutz (das Wort *ordure* fällt ausdrücklich in diesem Zusammenhang), den die Akademie beseitigen soll, aber ein innerer: Das Französische ist vor allem von niedrigen und provinziellen Wörtern zu reinigen, nicht so sehr von fremden. Es geht in Frankreich nämlich darum, die Sprache der Pariser Aristokratie zur Norm zu machen. Auch Leibniz wehrt wie die *Académie française* eher niedrige und unverständliche Wörter ab als fremde. Er spricht sich für eine gemäßigte Verwendung fremder Wörter aus und für eine richtige Eingemeindung. Zu viele fremde Wörter allerdings findet auch Leibniz zerstörerisch. Seine weise Warnung vor allzu vielen Xenismen im § 93 sei daher hier zitiert: Die Schriftsteller hätten

dem einbrechenden Sturm der fremden Worte sich nicht zwar gänzlich, was vergebens wäre, doch gleichsam lavierend zu widersetzen, bis solcher Sturm vorüber und überwunden.

Als zweiten Aspekt der Reinigkeit diskutiert Leibniz die *grammatische* Richtigkeit. Reinheit geht in grammatische Korrektheit über. Hier ruft Leibniz dann das vierte große französische Buch über die Sprache aus dem Umfeld der *Académie française* auf: die *Remarques sur la langue française* von Vaugelas (1647). Dessen Zentralbegriff ist nicht „Reinheit“, *pureté*, sondern *le bon usage*, der gute Gebrauch. Vaugelas fragt nach dem Ort des *bon usage*. Er findet ihn am Hofe, „la plus saine partie de la Cour“, aber auch bei den Hoch-Gebildeten der Stadt: *la Cour et la Ville*. Die letzte Instanz des guten Gebrauchs sind bei Vaugelas übrigens die höfischen Frauen. Leibniz bleibt hier die Antwort schuldig. „Der Gebrauch ist der Meister“ schreibt er zwar im § 109, aber er sagt uns nicht, wo der deutsche *bon usage* sitzt.

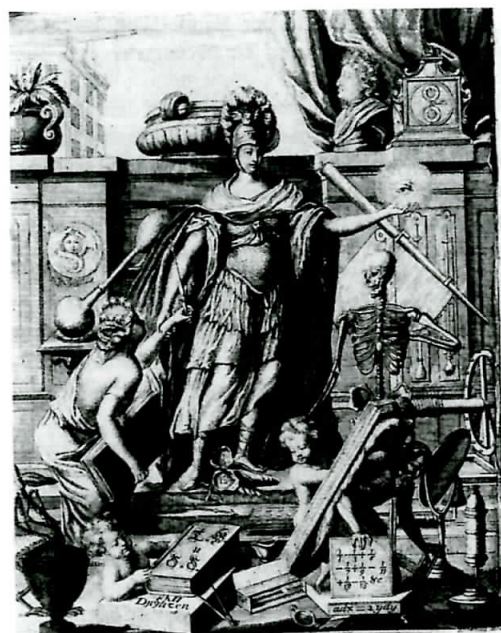
Für einen solchen Ort gibt es nur Andeutungen. Einen Hof gibt es in Deutschland nicht, Wien und der Wiener Hof sind geographisch zu exzentrisch (während der Pariser Hof ja in der Mitte des Landes liegt). Damit entfällt auch die Orientierung an der Aristokratie. Aber wie in Frankreich gerade durch den Gebrauch der Volkssprache eine gebildete Klasse jenseits der lateinischen Gelehrtenwelt entstanden ist, so denkt auch Leibniz offensichtlich an „Hof- und Weltleute, ja selbst und zuvorderst das Frauenzimmer“ (ED: 57) und sogar an „niedrige Leute“ (ED: 59). Wir würden heute sagen: er hat eine bildungsorientierte Schicht als die Trägerin des *bon usage* im Blick.

5 Verteidigung

Leibniz verweist in seinen Gedanken über das Deutsche permanent auf die französische Sprachdiskussion. Dass seine „Verteidigung und Illustration der deutschen Sprache“ sich so stark an den entsprechenden französischen Werken orientiert, hat nicht nur mit seiner Zugehörigkeit zur französischen Kultur zu tun, sondern vor allem mit der strukturellen Parallele: Auch das Französische hatte sich – allerdings mehr als hundert Jahre zuvor – als Volkssprache gegen die höhere Sprache – in seinem Fall das Lateinische (und das Italienische) – „verteidigt“. Allerdings handelte es sich dabei eher um eine Offensive als um eine *défense*, denn das Französische war zu keinem Zeitpunkt seiner Geschichte wirklich gefährdet (bis jetzt, wo alle europäischen Sprachen gefährdet sind). Leibniz muss das Deutsche aber tatsächlich verteidigen, das in die Rappuse zu gehen droht, und er verteidigt es sogar gegen zwei hohe Sprachen, gegen das Lateinische und vor allem gegen das Französische. Im Französischen sieht er sogar den Abgrund, in dem das Deutsche verschwinden könnte. Dennoch bietet das Französische – mehr noch als das Italienische, auf das er ebenfalls verweist – auch das Modell, dem die Status-Erhöhung des Deutschen folgen muss. Als echter Verteidiger ist Leibniz auch weniger aggressiv als Du Bellay. Du Bellays *Défense* endet nämlich mit der Allegorie eines *Hercules gallicus*, der die anderen Völker und die Antike in die französische Sprach-Hörigkeit nach Paris ziehen soll, sie ist also gleichzeitig das sprachpolitische Manifest einer imperial-aggressiven Ausdehnung des Französischen. Leibniz will keinen germanischen Herkules. Aber Reichtum und Glanz will auch er. Leibniz braucht auch keinen antiitalienischen und antikatholischen Reinheitsfuror wie Henri Estienne. Einen „inneren deutschen Kern“ will jedoch auch er bewahren und einen *bon usage* à la Vaugelas etablieren. Vor allem aber wünscht er sich die drei Wörterbücher: ein Wörterbuch der allgemeinen Wörter, ein Wörterbuch der technischen Wörter, ein historisches Wörterbuch. Und er wünscht sich eine Akademie.

6 Die Akademie

Die Bücher hat er bekommen. Das Deutsche ist heute eine der am besten dokumentierten Sprachen der Welt, gerade auch durch die Aktivitäten der Berlin-Brandenburgischen Akademie. Sie beherbergt nicht nur das Deutsche Wörterbuch der Gebrüder Grimm, also die „Sprach-Quelle“, sondern auch das größte moderne Wörterbuch der deutschen Sprache mit dem *Digitalen Wör-*

Frontispiz und Titelblatt der *Miscellanea Berolinensia*

MISCELLANEA BEROLINENSIA

AD
INCREMENTUM SCIENTIA-
RUM,
EX SCRIPTIS
SOCIETATI REGIÆ
SCIENTIARUM

EXHIBITIS
EDITA,
CVM FIGVRIS AENEIS ET INDICE
MATERIARUM.

BEROLINI,

Sumptibus
JOHAN. CHRIST. PAPANII,
Bibliopole Regiæ & Societatis Privilegiati,
A. MDC.CX.

terbuch der deutschen Sprache (DWDS), „Sprach-Brauch“ und „Sprach-Schatz“ gleichermaßen. Eine deutsche Sprach-Akademie, eine *Académie allemande*, hat Leibniz aber nicht bekommen.

Die 1700 von ihm gegründete Sozietät der Wissenschaften hatte sich – offensichtlich auf Wunsch des Kurfürsten – von Beginn an der Wahrung und Förderung der deutschen Sprache verschrieben. Dies geht bereits aus der General-Instruction hervor:

So haben Wir Uns solchen Vorschlag nicht allein gefallen laßen sondern auch aus eigener bewegung denselben dahin gnädigst verbeßert, daß es zugleich eine Teutschgesinnete Societät seyn solle, welche sich den ruhm, wollfahrt und aufnahme der Teutschen Nation, gelehrsamkeit und Sprache vornemlich mit angelegen seyn laße. (Brather Hrsg. 1993: 96)

Und auf dem Frontispiz der *Miscellanea Berolinensia*, der ersten Publikation der Berliner Akademie, sehen wir unten in der Mitte ein Buch mit einem T und W und zwei S. T W und S S stehen für *Teutscher Wort- und SprachSchatz*. Dieses große Wörterbuch des Deutschen sollte die Berliner Akademie liefern. Dem Wörterbuch gegenüber – und es ergänzend – steht die Tafel der Mathematik. Die anderen allegorischen Gegenstände stehen für die Disziplinen, die die Berliner Akademie betreiben sollte. Anders als in Paris sollte die Spracharbeit also in innigster Verbindung mit den Wissenschaften stehen, die sich im Frontispiz der *Miscellanea Berolinensia* um die Minerva scharen. Die Berliner Akademie sollte die drei Pariser Akademien in einer vereinigen: die *Académie des sciences*, die *Académie des inscriptions* und die *Académie française*.

Geschehen ist dann aber etwas ganz Anderes, geradezu Unleibnizisches, nämlich die totale Rappuse des Deutschen durch das radikale „Franzenzen“ der Akademie durch Friedrich II.

Vierzig Jahre lang, von 1744 bis zum Tod des französischsprachigen Königs 1786, ist sie – völlig gegen die Vorstellung ihres Gründers – eine französische Institution gewesen, die am gleichzeitig stattfindenden deutschen kulturellen Aufschwung vorbeigeht. 1744 bis 1786, das ist die Zeit von Lessing, Herder, Goethe, Kant und Mendelssohn. Diese – Mendelssohn, den Meister der deutschen Sprache und Juden nahm man nicht auf – waren zwar auch alle auswärtige Mitglieder der *Académie royale*, ihre Sprache sprach und beförderte diese Institution jedoch nicht.

7 Nouveaux Essais: Sprach-Philosophie

Leibniz' kulturpolitisches Engagement für das Deutsche basiert auf einer Sprachphilosophie, die in den ersten Paragraphen seiner „Unvorgreiflichen Gedanken“ angedeutet wird. Ausgearbeitet ist diese Philosophie der Sprache im 3. Buch der *Nouveaux Essais*, die ja erst lange nach seinem Tod, 1765, veröffentlicht wurden. Diese Schrift hat das europäische Sprachdenken durch ihre Rezeption in Herder und Humboldt ganz entscheidend geprägt. En passant sei angemerkt, dass Leibniz' bedeutendstes französisches Werk so gut wie keine Wirkung in der französischsprachigen Welt hatte, in der deutschsprachigen aber das Sprachdenken wirklich revolutionierte. Es klang schon in den „Unvorgreiflichen Gedanken“ an: Die Sprache ist der Spiegel des Verstands. Das heißt, es geht bei der Sprache primär ums Denken und nicht, wie es die europäische Tradition seit Aristoteles will, ums Kommunizieren. Ganz Europa hatte Jahrtausende lang geglaubt, dass die verschiedenen Sprachen nur verschiedene Laute seien, mit denen die Menschen universell gleiche Vorstellungen mitteilen. Nun aber bemerkt Europa, dass Sprache und Denken aufs innigste miteinander verbunden sind. Das hat nicht Leibniz entdeckt, sondern seine englischen Vorgänger Bacon und Locke, mit dem er sich in den *Nouveaux Essais* ja Wort für Wort auseinandersetzt. Damit rückt die Sprache wieder dorthin, wo Platon sie diskutiert hatte: in die Theorie der Erkenntnis, in die theoretische Philosophie. Bacon und Locke hatten erkannt, dass die natürliche Sprache nicht nur ein Instrument der Mitteilung ist, sondern eine Form des Denkens, und damit, dass verschiedene Sprachen nicht nur verschiedene Laute sind, sondern dass sie verschiedene – und eher schlechte – Vorstellungen bilden. Das Denken der Menschen ist damit nicht mehr universell gleich, sondern von Sprache zu Sprache verschieden. Das ist natürlich eine Katastrophe für die Philosophie und die Wissenschaft, die ja doch universelle Wahrheiten produzieren möchten. Die Semantik der natürlichen Sprachen, die Wörter, sind nach Bacon *idola fori*, schlimme Götzen des Marktes, die wir exorzisieren müssen: „sunt abneganda et renuncianda“. Nach Locke sind sie Nebel vor unseren Augen, „a mist before our eyes“, den wir vertreiben müssen. Das heißt die Philosophen brauchen eine neue Sprache für die Wissenschaft, die Sprachen der Völker sind Feinde der Wahrheit. Und genau dieses sprachanalytische englische Lamento kehrt Leibniz um, er revolutioniert diese ewige europäische Missachtung der Sprachen, wenn er schreibt:

[Les langues] sont les plus anciens monuments du genre humain. On en registrera avec le temps et mettra en dictionnaires et en grammaires toutes les langues de l'univers, et on les comparera entre elles; ce qui aura des usages très grands tant pour la connaissance des choses [...] que pour la connaissance de notre esprit et de la merveilleuse variété de ses opérations. (Leibniz 1765/1966 : 293)

[Die Sprachen] sind die ältesten Denkmäler des Menschengeschlechts. Man wird mit der Zeit alle Sprachen des Universums aufzeichnen und in Wörterbücher und Grammatiken fassen, und man wird sie untereinander vergleichen, was sehr großen Nutzen sowohl für die *Kenntnis der Sachen* [...] als auch für die *Kenntnis unserer Geistes und der wunderbaren Vielfalt seiner Operationen* haben wird.

Theophil-Leibniz antwortet hier auf die Lockesche Klage über die schrecklichen Semantiken der natürlichen Sprachen, diesen Nebel vor unseren Augen: In der Tat, lieber Locke, sind die Bedeutungen der Wörter vom Volk geschaffene Vorstellungen. Sie sind keine wissenschaftlichen Begriffe. Aber sie sind kognitive Einheiten (*connaissances*). Und als solche sind sie kostbar, gerade auch weil sie von Sprache zu Sprache verschieden sind. Sie enthalten nämlich Erkenntnisse über die Sachen und unseren Geist „et de la merveilleuse variété de ses opérations“. Sie sind Vorstellungen der verschiedenen Völker von der Innen- und der Außenwelt, die wir in Wörterbüchern und Grammatiken aufschreiben und miteinander vergleichen müssen. Dies ist nichts weniger als die Erfindung der Linguistik, deren innerste Aufgabe es ist, den vielfältigen Geist der Menschheit in den Sprachen der Welt zu erfassen.

Diese Passage aus den *Nouveaux Essais* ist die Umkehr des Jahrtausende langen europäischen Gejammers über die Vielfalt der Sprachen: Diese ist keine Strafe Gottes, wie es der Babel-Mythos will, sondern kognitiver Reichtum und wunderbare Vielfalt.

Diese radikale Wende des europäischen Sprachdenkens basiert auf Leibniz' Hierarchie des Denkens, die er 1684 in den „Meditationes de cognitione, veritate et ideis“ aufgestellt hatte: Das Denken gründet im Dunklen und steigt allmählich auf zu den klaren Ideen, die konfus oder distinkt sein können, die letzteren dann entweder inadäquat oder adäquat. Das Wichtige an dieser Hierarchie ist, dass keine der Erkenntnisarten verachtet wird, dass alle ihren Beitrag zur Erkenntnis der Welt leisten und deswegen wichtig sind. So sind die Bedeutungen der Wörter zwar keine wissenschaftlichen Begriffe, sie sind nur *klar-konfus*, aber als solche enthalten sie durchaus „*connaissances* des choses et de notre esprit“.

In diese philosophische Wertschätzung aller Sprachen müssen wir Leibniz politisch-patriotische *défense et illustration* des Deutschen einschreiben. Weil er die spezifische und partikuläre Semantik von Sprachen schätzt, weiß er, was der Verlust einer Sprache ist: Das Deutsche – wie jede andere Sprache – ist nicht nur ein arbiträres – und deswegen gleichgültiges – Kommunikationsmittel, ein Klang, sondern es ist „unsere Art zu leben, zu reden, zu schreiben, ja sogar zu denken“ (ED: 64), eine bestimmte Art und Weise der Welterfassung, ein Teil jenes Spiegels des Geistes, die die Sprachen sind.

8 In die Rappuse gegangen

Dieses Land ist im zweiten Dreißigjährigen Krieg – 1914–45 – noch einmal gründlich in die Rappuse gegangen. Die Nachkriegszeit seitdem, also 1945 bis 2016, erinnert durchaus an Leibniz' Lebensspanne 1646–1716. Aber es ist natürlich auch alles anders als zu Leibniz' Zeiten: Deutschland hatte im 20. Jahrhundert eine große kulturelle und sprachliche Vergangenheit und Gegenwart – und nicht nur eine unsichere Zukunft wie um 1700. Die Literatur, die Philosophie und ziemlich viele Wissenschaften sprachen deutsch. Es schien daher, dass bei aller Verwüstung

die Kultur lebte, die Literatur vor allem. Die Sprache war noch da. Deutschland war in die Rappuse gegangen, das Deutsche nicht.

Jetzt – siebenzig Jahre nach der Katastrophe – zeigt sich: Das Land ist zwar wieder aufgebaut, es geht aber mit der Sprache bergab. Deutsch zieht sich aus den hohen Diskursen zurück, es erniedrigt sich immer mehr zur Vernakularsprache. Die englische Sprache besetzt die prestigereichen Diskursfelder. Die mittelalterliche Diglossie – oben die hohe Fremdsprache, unten das Vulgare – stellt sich wieder ein.

So wie die „jungen Leute“ im 17. Jahrhundert das Land „der französischen Mode und Sprache unterwürdig gemacht“ haben, so haben wir Amerika „zum Muster aller Zierlichkeit aufgeworfen“ (§ 26). Hinzu kamen die Globalisierung und deren sprachliche Zwänge. Aber der entscheidende Grund für die neue Rappuse der deutschen Sprache ist die tief verwurzelte Nachkriegs-Depression: Das Land war schuld an der Zerstörung Europas, am Genozid an den Juden, an Millionen Toten vor allem im europäischen Osten, an seinen eigenen Toten. Das Deutsche war die Sprache, die das alles begleitet hatte. Man möchte vor Scham vergehen. Die „Selbstverachtung“ und der „Ekel der deutschen Sprache und Sitten“, von denen Leibniz schreibt und die er bei seinen Zeitgenossen der „Unerfahrenheit“ zuschreibt (§ 26), kommt heute aus bitterstem und hellstem Wissen. Offensichtlich ist die allmähliche Aufgabe der Sprache der beste Weg, das „Deutsche“ in uns zum Verschwinden – in die Rappuse – zu bringen.

Philipp van Parijs hat in diesem Zusammenhang von „kindness driven agony“, von sanfter Selbstaufgabe, gesprochen (van Parijs 2011: 144): Ein Volk – aus welchen Gründen auch immer – legt keinen Wert mehr auf seine Sprache, sie verschwindet in einer anderen. Die keltischen Völker Galliens wollten Römer werden. Sie sind zum Lateinischen übergegangen. Die Bretonen wollten lieber Franzosen sein und haben ihre Sprache aufgegeben. Das Bretonische ging in die Rappuse mit der freundlichen Zustimmung seiner Sprecher. Den Sprechern dieser untergegangenen oder untergehenden Sprachen wird von einer gnadenlosen politischen Philosophie bescheinigt: „There is nothing wrong with linguistic suicide“ (De Schutter in van Parijs 2011: 168). Dagegen nützen keine Ermahnungen an die Deutschen. Aus dieser Depression holt uns keiner raus. Unvorgreifliche Gedanken greifen ins Leere.

Anmerkungen

1. Ich zitiere die beiden das Deutsche betreffenden Aufsätze nach der Reclam-Ausgabe Leibniz (1983): bei den „Unvorgreiflichen Gedanken“ führe ich die Leibnizschen Paragraphen, bei der „Ermahnung an die Deutschen“ (ED) die Seitenangaben an.
2. 1717 zuerst gedruckt.
3. Sogar erst 1846 zum ersten Mal gedruckt.
4. Vgl. von Polenz (1994).
5. Vgl. Leibniz (1916).
6. Die gesamte riesige Textproduktion zum Sprachthema dokumentiert Luckscheiter (2014). Ich erwähne hier nur die bekanntesten Texte.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Bibliothek der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften

Literatur

- Académie française (Hrsg.) (1694). *Dictionnaire de l'Académie française*. 2 Bde. Paris: Coignard.
- Antoine, Annette (2014). „Sprachpolitik und Sprachkritik: Zur Geschichte und Aktualität von Leibniz' *Ermahnung an die Teutsche, ihren verstand und sprache besser zu üben*“. In: Li (Hrsg.) (2014: 151–164).
- Aristoteles (1994). *Peri hermeneias*. Hrsg. von Hermann Weidemann. Berlin: Akademie-Verlag.
- Brather, Hans-Stephan (Hrsg.) (1993). *Leibniz und seine Akademie. Ausgewählte Quellen zur Geschichte der Berliner Sozietät der Wissenschaften 1697–1716*. Berlin: Akademie Verlag.
- Corneille, Thomas (1694/95). *Dictionnaire des Arts et des Sciences*. 2 Bde. Paris: Coignard (Nachdruck Genève: Slatkine 1968).
- Dante Alighieri (1979). *De vulgari eloquentia*. In: Dante Alighieri: *Opere minori* II. Hrsg. von Pier Vincenzo Mengaldo. Milano–Napoli: Ricciardi, S. 1–237.
- Du Bellay, Joachim (1549). *La deffense et illustration de la langue francoyse*. Hrsg. von Henri Chamard. Paris: Fontemoing 1904.
- Estienne, Henri (1578). *Deux dialogues du nouveau langage françois italianisé*. 2 Bde. Paris: Liseux 1883.
- Gensini, Stefano (1991). *Il naturale e il simbolico. Saggio su Leibniz*. Rom: Bulzoni.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm ([1684] 1985). „Mediationes de cognitione, veritate et ideis“. In: *Kleine Schriften zur Metaphysik*. Hrsg. von Hans Heinz Holz. ²Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft, S. 25–47.
- (1710). „Brevis designatio meditationum de Originibus Gentium, ductis potissimum ex indicio linguarum“. In: *Miscellanea Berolinensia ad incrementum scientiarum*. Berlin: Johan. Christ. Papeii, S. 1–16.
- ([1717] 1970). *Collectanea etymologica*. 2 Bde. Hrsg. von Johann Georg Eccard. Hannover: Foerster. Nachdruck Hildesheim/New York: Olms.
- ([1765] 1966). *Nouveaux essais sur l'entendement humain*. Hrsg. von Jacques Brunschwig. Paris: Garnier-Flammarion.
- (1916). *Deutsche Schriften*. Hrsg. von Walter Schmied-Kowarzik. 2 Bde. Hamburg: Meiner.
- (1983). *Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache. Zwei Aufsätze*. Hrsg. von Uwe Pörksen. Stuttgart: Reclam.
- Li, Wenchao (Hrsg.) (2014). *Einheit der Vernunft und Vielfalt der Sprachen. Beiträge zu Leibniz' Sprachforschung und Zeichentheorie*. Stuttgart: Steiner.
- Locke, John ([1690] 1971–74). *An Essay Concerning Human Understanding*. 2 Bde. Hrsg. von John W. Yolton. London: Dent/New York: Dutton.
- Luckscheiter, Stefan (2014). „Leibniz' Schriften zur Sprachforschung“. In Li (Hrsg.) (2014: 317–432).
- Ménage, Gilles (1650). *Les origines de la langue française*. Paris: Augustin Courbe.
- Parijs, Philipp van (2011). *Linguistic Justice for Europe and for the World*. Oxford: Oxford Univ. Press.
- Polenz, Peter von (1994). *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Band II. 17. und 18. Jahrhundert. Berlin, New York: de Gruyter.
- Schulenburg, Sigrig von der (1973). *Leibniz als Sprachforscher*. Hrsg. von Kurt Müller. Frankfurt am Main: Klostermann.
- Tory, Geoffroy (1529). *Champ fleury ou l'art et science de la proportion des lettres*. Hrsg. von Gustave Cohen. Paris 1931 (Nachdruck Genève: Slatkine 1973).
- Trabant, Jürgen (2003). *Mithridates im Paradies. Kleine Geschichte des Sprachdenkens*. München: Beck.
- Vaugelas, Claude Fravre de (1647). *Remarques sur la langue française*. Paris: Ivrea 1996.
- Weimann, Karl-Heinz (1966). „Leibniz als Sprachforscher“. In: Wilhelm Totok und Carl Haase (Hrsg.). *Leibniz. Sein Leben – sein Wirken – seine Welt*. Hannover: Verlag für Literatur und Zeitgeschehen, S. 535–552.

Wenchao Li

Universalschrift und natürliche Sprachen

Sprache und Sprachen, Zeichen und Zeichensystemen hat Gottfried Wilhelm Leibniz, der geistreichste Sprachforscher des 17. Jahrhunderts, ein außerordentliches Interesse entgegengebracht. Seine Beschäftigung mit ihr und ihnen erstreckt sich auf fast alle Aspekte und Bereiche der Sprachforschung und Zeichentheorien seiner Zeit und war auf mannigfache Weise eng mit anderen Aspekten seines Denkens verbunden¹.

Dem Gewicht des Themas und der Vielfalt der Forschungsansätze steht allerdings eine sehr unbefriedigende und gar missliche Situation der Quellenerschließung und Textaufbereitung gegenüber: Auch wenn mit den in der Reihe I der Akademie-Ausgabe (Leibniz seit 1923)² bisher publizierten Briefen³, den in der Reihe IV⁴ edierten sprach- und wissenschaftspolitischen Schriften und den in der Reihe VI veröffentlichten Schriften zu *Scientia generalis*, *characteristica* und *calculus universalis*⁵ bereits zahlreiche Quellentexte historisch-kritisch erschlossen vorliegen, die für die Edition der sprachwissenschaftlichen und historischen Schriften von Leibniz vorgesehene fünfte Reihe der Ausgabe ist noch nicht einmal begonnen worden!

Mehr als ein Jugendtraum

Lebenslang hat Leibniz sich mit dem Projekt einer Universalschrift (*characteristica* oder *scriptura universalis*) beschäftigt. Dabei handelt es sich, wie er selbst in einem Fragment aus dem Sommer 1688 schreibt, um

die Kunst, Zeichen (*characteres*) so zu bilden und anzuordnen, dass sie die Denkinhalte wiedergeben, was besagt, dass sie untereinander in derselben Beziehung stehen wie die Denkinhalte. (Leibniz seit 1923: VI, 4 A, 916)

Als „wahres Instrument (*verum Organon*)“ (Leibniz seit 1923: VI, 4, N. 192; Leibniz 2000: 19) dient sie zur Bildung einer Universalwissenschaft (*Scientia generalis*), die das gesamte menschliche Wissen darstellen und fundieren sollte. Im Unterschied zu, aber sicherlich auch hervorgegangen aus den früheren und zeitgenössischen Konzepten einer Universalsprache, etwa bei Raimundus Lullus, Athanasius Kircher, Johann Heinrich Alsted, George Dalgarno und John Wilkins, erhebt das Leibniz'sche Projekt den Anspruch, über die mnemonische und kommunikative Funktion hinaus erkenntnistheoretische Leistungen erbringen zu können, denn sie, die Universalschrift, soll zugleich als Instrument der Erfindungskunst (*ars inveniendi*) und der Urteilkunst (*ars iudicandi*) funktionieren. Hierin, in der Überzeugung vom Denken als Operieren mit Zeichen und von der Angewiesenheit des menschlichen Denkens auf die die Ideen und Dinge vertretenden Zeichen (Leibniz seit 1923: IV, 4 A, 587; Leibniz 1831: §6; Leibniz seit 1923: VI, 6, 533–534), liegt